

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 45 (1962)
Heft: 11

Artikel: Zum Andenken an Prof. Theodor Hartwig : zur 90. Wiederkehr seines Geburtstages am 25. November d.J.
Autor: Tramer, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411136>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Andenken an Prof. Theodor Hartwig

Zur 90. Wiederkehr seines Geburtstages am 25. November d. J.

Als einer seiner ältesten Freunde will ich heute des unvergeßlichen Gesinnungsfreundes und edlen, stets hilfsbereiten Menschen gedenken, der, wenn er noch unter uns weilte, am 25. November seinen 90. Geburtstag gefeiert hätte.

Seine Stellung in der Freidenkerbewegung, seine hervorragende schriftstellerische und seine rednerische Begabung, die ihn als kenntnisreichen und schlagfertigen Diskussionsredner mit weltanschaulichen, hauptsächlich aus katholisch-kirchlichen Kreisen stammenden Gegnern auf die Rednertribüne führte, wie zum Beispiel sein Rededuell mit dem bekannten Kapuzinerpater *Columban*, mit dem er über Kirche und Freiheit, Religion und Sittlichkeit, *Jesus oder Karl Marx* diskutierte, ferner seine zahlreichen noch unveröffentlichten Buchmanuskripte, die einer Publizierung harren, habe ich bereits in meinen beiden in dieser Zeitschrift erschienenen Beiträgen *«Theodor Hartwig — ein Achtziger»* (Nov. 1952) und *«Theodor Hartwig — gestorben»* (März 1958) ausführlich gewürdigt und auf das Lebenswerk dieses Nestors des freien Gedankens und Altmeisters der Freidenkerbewegung gebührend hingewiesen. Heute will ich meinen früheren Ausführungen ergänzend ein Blatt der *persönlichen* Erinnerung an diesen einzigartigen, bescheidenen und gütigen Menschen hinzufügen, nämlich *das*, wie ich ihn als junger Philosophiestudent in Wien kennenlernte.

Es war im Herbst des Jahres 1906, als ich nach zweijährigem Studium der Philosophie und klassischen Philologie und als kritischer Besucher der Vorlesungen bei den Professoren dieser Fächer *Edmund Hauler*, *Hans von Arnim*, *Ludwig Rademacher*, *Friedrich Jodl*, *Eugen Bormann* und *Wilhelm Jerusalem* feststellen mußte, daß sie — ausgezeichnete, anerkannte Forscher ihres engeren Fachgebietes, bedeutende Philologen und Sprachwissenschaftler — uns aber, ihre Hörer eigentlich gar nicht oder zumindest nur mangelhaft für unseren zukünftigen Beruf als Mittelschulprofessoren vorbereiteten. Denn sie lasen meistens über Themen aus *ihrem eigenen* Forschungsgebiet, zum Beispiel über die griechischen Lyriker *Bacchylides*, *Phokylides*, *Simonides*, *Alkaios* und *Sappho*, sie trieben mit uns textkritische Übungen, ließen uns gelehrte Konjekturen (Vermutungen für bessere Vorschläge) zu verderben oder unvollständig überlieferten Stellen klassischer Autoren machen, interpretierten in ihren Hauptvorlesungen die Werke des *Dio Chrysostomus*, *Pausanias* und die *Satiren des Persius*... Aber von den Autoren, die wir als künftige Mittelschullehrer genau und gründlich kennen mußten (von *Horaz*, *Vergil*, *Ovid*, *Tibull*, *Propertius*, *Catull*, von den griechischen Rednern, Philosophen und Dramatikern *Demosthenes*, *Plato*, *Aristoteles*, *Aischylos*, *Euripides*, *Sophokles*, von *Aristophanes* und *Menander*) hörten wir nichts. Die Lektüre dieser für uns aber wichtigen Autoren wurde «so nebenbei» behandelt, in der Hauptsache aber *unserem* persönlichen häuslichen Fleiß überlassen... Da schrieb ich nun einen längeren Aufsatz, meine erste «schriftstellerische» Arbeit: *«Aus der Praxis des philologischen Unterrichts»* und wollte sie in der pädagogischen Beilage der Wiener fortschrittlichen Tageszeitung *«Die Zeit»*, die jeden Donnerstag als «Pädagogische Zeit», ein Blatt, der Zeitung beilag, veröffentlichen. Als ich mich in der Redaktion am Schottenring einfand, wurde ich an den Referenten dieser Beilage verwiesen: es war ein junger, in den besten Jahren stehender Herr mit blondem Backenbart und klugen Augen, die tief — ich spürte es instinktiv — in mein Inneres forschend eindringen...

Dann las der blonde Herr mein Manuskript, und nach einer kurzen Pause sagte er:

«Lieber Kollege Tramer (das war für einen jungen Philologiestudenten eine hohe Auszeichnung, von einem Professor als Kollege angesprochen zu werden), Ihr Artikel ist sehr gut, trifft den Nagel auf den Kopf, aber für die *«Pädagogische Zeit»* ist er etwas zu lang und zudem behandelt er ein zu spezielles Thema. Schicken Sie ihn an meinen Freund, Prof. *Kleinpeter*, nach Gmunden. Er wird Ihre Arbeit bestimmt in seiner Zeitschrift *«Die Schulreform»* veröffentlichen...»

Dann las der blonde Herr mein Manuskript, und nach einer kurzen Pause sagte er:

«Lieber Kollege Tramer (das war für einen jungen Philologiestudenten eine hohe Auszeichnung, von einem Professor als Kollege angesprochen zu werden), Ihr Artikel ist sehr gut, trifft den Nagel auf den Kopf, aber für die *«Pädagogische Zeit»* ist er etwas zu lang und zudem behandelt er ein zu spezielles Thema. Schicken Sie ihn an meinen Freund, Prof. *Kleinpeter*, nach Gmunden. Er wird Ihre Arbeit bestimmt in seiner Zeitschrift *«Die Schulreform»* veröffentlichen...»

Der Mann, der mir den Rat gab, den ich auch befolgte, war niemand anderer als der damals 34jährige Realschulprofessor *Theodor Hartwig*. Mein Aufsatz, den ich noch heute als meine erste «schriftstellerische» Arbeit aufbewahre, erschien im Novemberheft der von Prof. *Kleinpeter* redigierten Zeitschrift *«Die Schulreform»*, fand in Kreisen der Mittel- und Hoch-

Drei Meister russischer Erzählungskunst

(Nikolai Gogol, Fjodor Dostojewski, Leo Tolstoi)

Vorbemerkung

Alle Kunst bedeutet Lebensersatz, das heißt Ersatz für nicht oder schlecht gelebtes Leben. So hat es *Klaus Mann*, der begabte und leider nur zu früh gestorbene Sohn von *Thomas Mann*, in seinem *Tschaikowski-Roman «Symphonie pathétique»* formuliert. Das stimmt ungefähr mit der Auffassung von *Richard Wagner* überein, der in einem Brief erklärte: «Die Kunst fängt genau da an, wo das Leben aufhört... Ich begreife gar nicht, wie ein wahrhaft glücklicher Mensch auf den Gedanken kommen soll, Kunst zu machen». Und es liest sich wie ein Kommentar zu dieser Feststellung, wenn er an *Mathilde Wesendonck* am 2. Mai 1860 aus Paris schreibt:

«Ja, immer im Widerstreit sein, nie zur vollsten Ruhe seines Innern zu gelangen, immer gehetzt, gelockt und abgestoßen zu sein, das ist eigentlich der ewig brodelnde Lebensprozeß, aus dem des Künstlers Begeisterung wie eine Blume der Verzweiflung hervorbricht».

Kunst erweist sich demnach als eine Art Flucht aus der Wirklichkeit; es ist eine besondere Art Flucht, die an unser Traumdenken gemahnt, das in Wunscherfüllungen schwelgt. Dies gilt nicht nur für unser Nachträumen, sondern auch für unsere Wachphantasien.

Im zaristischen Rußland gab es Anlaß genug, um gedanklich aus einer unfreudlichen, bedrückenden Wirklichkeit zu entfliehen. Man denke nur an die alle Druckschriften knebelnde Zensur, die dort zu einer Zeit in Hochblüte stand, da in Westeuropa sich längst

der Parlamentarismus durchgesetzt hatte. Man denke an die Leibeigenschaft der Bauern, die in dem wirtschaftlich rückständigen Lande verhältnismäßig spät abgeschafft wurde und de facto noch lange darnach fortbestand, was sich teilweise daraus erklärt, daß der sich dort nur recht zögernd entwickelnde Industrialismus keinen Anreiz zur Landflucht der Bevölkerung bot, während in Westeuropa der sich stürmisch durchsetzende Frühkapitalismus die Freisetzung der Lohnarbeiter erzwang, das heißt die Loslösung derselben von der heimatlichen Scholle.

Diese soziologischen Andeutungen mögen manche Eigenart der russischen Erzählerkunst erklären. Natürlich spielen auch Naturfaktoren (zum Beispiel das Klima des Landes und sein geographischer Charakter) eine bedeutende Rolle; man denke nur an die unendliche Weite der russischen Steppe, die sich in der Melancholie russischer Volksweisen spiegelt. Aber auf die Dauer obsiegt in der Literatur das sozialpolitische Moment. Hingegen dürfen wir nicht daran vergessen, daß die verschiedenen Schriftsteller auf die ideologischen Verhältnisse ihrer Umwelt in verschiedener Weise antworteten. Ein besonders drastisches Beispiel dieser Art bietet die Beziehung der drei Meister zur orthodoxen Kirche. Am sachlichsten schien sich *Leo Tolstoi* zur Kirche einzustellen; in seinen *«Kindheitserinnerungen»* berichtete er über die religiösen Eindrücke seiner frühesten Jugendzeit. Aber gerade er wird unter dem Druck seiner unglücklichen Ehe zu einem richtigen Gottsucher, der in seiner berühmt gewordenen *«Beichte»* sich zwar von der herrschenden Kirche distanziert, aber als sektiererischer Christ seine besondere Auffassung vom Evangelium verkündet.

schulprofessoren große Beachtung und führte zu einer lebhaften Diskussion in verschiedenen Fachzeitschriften.

Da mein Beitrag mit *T-r* gezeichnet war und ich im archäologisch-epigraphischen und im philologischen Seminar oft zu dem Thema des Universitätsstudiums das Wort ergriff und für eine zeitgemäße, dem Philologieunterricht an den Gymnasien angepaßte Vorlesungs- und Studienordnung eintrat, wurde ich als Verfasser des Aufsatzes von meinen Kollegen erkannt, die Sache sprach sich in Professorenkreisen herum, und ich wurde, obgleich ich gegen einen erwiesenermaßen bestehenden Uebelstand *sachlich* Stellung genommen hatte, als schwarzes Schaf in der Gilde der klassischen Philologen geächtet, da ich es «gewagt hatte», in der Zeitschrift eines der damals bedeutendsten Gegner des Unterrichts in den klassischen Sprachen neben dem berühmten Kulturphilosophen Wilhelm Ostwald einen Aufsatz erscheinen zu lassen, der die «Lehrfreiheit» der Professoren gewissermaßen eingeschränkt hätte...

Die Angelegenheit geriet im Laufe der Jahre in Vergessenheit, die Zeit heilt ja bekanntlich alle Wunden, auch solche, die durch fachliche Nichtübereinstimmungen entstehen, wichtigere Ereignisse überschatteten meine ehrlich gemeinte und sachlich berechtigte Kritik an dem Vorlesungsbetrieb für klassische Philologie.

Als ich aber im Juni 1910 zur mündlichen Lehrbefähigungsprüfung für klassische Philologie und Germanistik antrat und Professor Hans von Arnim, der Gräzist an der philosophischen Fakultät, der mein Prüfer und Lehrer war, meinen Namen in den Prüfungsakten las, machte er — er hatte meine schriftstellerische Eskapade nicht vergessen — in Anspielung auf meine damals besonders gegen seine Vorlesungstechnik geübte Kritik die scherzhafte Bemerkung: «Also, Herr Kandidat Tramer, von Simonides, Bacchylides und Phokylides, der griechischen Lyrik, werden Sie wohl nicht viel wissen, darüber haben Sie sich ja schon vor einigen Jahren schriftlich geäußert; aber die Hymnen Pindars werden Ihnen wohl bekannt sein...» und legte mir eine Stelle aus einer der Pindarischen Hymnen vor, die ich zu seiner Zufriedenheit gut übersetzte...

An diese Vorkommnisse muß ich immer denken, wenn ich mich meines verstorbenen Freundes und Kollegen Hartwig erinnere, der bei meiner Erstlingsarbeit vor 56 Jahren Pate gestanden war.

Friedrich Tramer

Theodor Hartwig zum Gedenken

In Wien geboren und aufgewachsen, setzte sich der junge Mittelschullehrer Theodor Hartwig energisch für eine Reform des k. u. k. Schulwesens ein. Er wünschte den naturwissenschaftlichen und realistischen Fächern mehr Gewicht verliehen gegenüber den überbewerteten humanistischen Fächern. Das kaiserlich-königliche Unterrichtsministerium versetzte deshalb den unbequemen Kämpfer 1910 an eine Realschule nach Brünn. Die Schulreform wurde freilich dadurch nicht verhindert.

In der Tschechoslowakei wirkte nun Hartwig neben seinem Schulamt unermüdlich für den freien Gedanken, gegen Klerikalismus und Reaktion und für den Sozialismus.

1925 wurde er zum ersten Präsidenten der Internationale der proletarischen Freidenker gewählt; er zog sich von seinem Schulamt zurück, um sich mit seiner ganzen Kraft der Freidenkerbewegung widmen zu können.

Später veröffentlichte Hartwig zahlreiche Arbeiten über weltanschauliche, literarhistorische und psychoanalytische Probleme. Von seinen Werken seien genannt:

«Einführung in die materialistische Geschichtsauffassung, Soziologie und Sozialismus»

«Historischer Monismus»

«Der Faschismus in Deutschland»

«Die Krise der Philosophie»

«Die Tragödie des Schlafzimmers. Beiträge zur Psychologie der Ehe»

«Der Existenzialismus»

«Hamlets Hemmungen. Eine psychologische Studie»

«Schuldgefühl und Strafbedürfnis»

In der Hitlerzeit stand Hartwig vor der Prager Gestapo, entkam aber dem Galgen und überlebte das Tausendjährige große deutsche Reich. Er starb mitten aus eifrigem Schaffen und Wirken herausgerissen am 5. Februar 1958.

Heuer hätte Theodor Hartwig am 25. November seinen neunzigsten Geburtstag feiern können. Jahrzehntelang war er ein bewährter und beliebter Mitarbeiter unseres «Freidenkers». Seine Artikel sind allen Lesern aus jenen Jahren in bester Erinnerung. Wir denken seiner in Dankbarkeit und Wertschätzung.

Die Redaktion

Noch intensiver befaßt sich Dostojewski mit religiösen Problemen; in einem seiner Romane legt er einem typisch russischen Pilger die Worte in den Mund: «Einem wirklich ungläubigen Menschen bin ich in meinem ganzen Leben nicht begegnet.» (Wir Westeuropäer, die wir der großen bürgerlichen Revolution in Frankreich geistig verhaftet sind, würden eher umgekehrt behaupten, daß wir einen wahrhaft gläubigen Menschen noch niemals angetroffen haben.) Dabei betont Dostojewski immer wieder, daß er sich als «Kind des Unglaubens» fühle, wie es sich für einen Angehörigen der Epoche gezieme, in die er hineingeboren wurde. Immerhin hatte er — trotz alledem — etwas für die russische orthodoxe Kirche übrig, und sein berühmter Exkurs «Der Großinquisitor», den er seinem grandiosen Roman «Die Brüder Karamasow» eingefügt hat, richtet sich offenkundig gegen die katholische Kirche und gegen deren Weltherrschaftsanspruch.

Demgegenüber schweigt sich Gogol über seine Einstellung zur Kirche gründlich aus. Er, der große Spötter, der mit unfehlbarer Sicherheit das «schiefe Maul» an den Menschen entdeckt, die sich in irgendeiner biedermeierischen Pose gefallen, hat keinen einzigen Diener der Kirche in karikaturistischer Absicht gezeichnet, was uns verständlich erscheint, da uns bekannt ist, daß er einige Wallfahrten nach Jerusalem unternommen hat, um sich seiner Sündengefühle zu entledigen. Dieser Hinweis auf die «Eigenart» Gogols mag genügen; wir haben diese Frage überhaupt nur berührt, um darzutun, daß in unserem Leben (und erst recht im Leben hochempfindsamer Schriftsteller) Umstände von phantastischer Mannigfaltigkeit wirksam sein können, um zu bewirken, daß äußerlich

gleichartigen Einflüsse uns seelisch sehr verschieden bewegen können. Oder umgekehrt: Wenn zwei Menschen das Gleiche tun, so muß dies durchaus nicht in gleichem Sinne zu deuten sein. Ein konkretes Beispiel möge diese Behauptung illustrieren:

Bekanntlich litt der schwedische Dichter August Strindberg an einem krankhaften Frauenhaß, wofür der Psychiater und Psychologe Prof. Ernst Kretschmer, Verfasser des vielbeachteten Buches «Körperbau und Charakter» (1921), eine sehr plausible Erklärung gegeben hat; sie findet sich in dem vom Grafen H. Keyserling herausgegebenen «Ehebuch» und lautet: Strindberg, der sich selbst masochistisch als «Sohn einer Magd» bezeichnet hat, war feminin veranlagt, was ihn — unbewußt — veranlaßte, die maskuline Komponente seines Wesens überstark zu betonen. Der nicht minder heftige Weiberhaß des Philosophen A. Schopenhauer entstammt ganz anderen Motiven: Er fühlte sich schon frühzeitig in seinem kindlichen Liebesbedürfnis zurückversetzt, weil seine Mutter sich der Schriftstellerei gewidmet hatte. (Ueberflüssig ist es wohl, noch ausdrücklich zu betonen, daß Schopenhauer sich über die schriftstellerische Tätigkeit seiner Mutter höchst abfällig geäußert hat.) Als seine Mutter sich überdies noch einen Liebhaber zulegte, war das Maß voll, und Schopenhauer übertrug seine von Eifersucht durchsetzte Abneigung auf das ganze weibliche Geschlecht. (Man beachte in diesem Zusammenhang auch das Verhalten Hamlets gegenüber seiner Mutter, die er mit seiner eifersüchtigen Liebe quälte. Vgl. meine Schrift «Hamlets Hemmungen». Wien 1952.)

Diese scheinbar überflüssige Abschweifung ist gegen jene Literaturkritiker gerichtet, die sich über jede «biographische Psychologie»